

DAMARIS NÜBLING

Von *Horst* und *Helga* zu *Leon* und *Leonie*: Werden die Rufnamen immer androgyn?

1. Rufname und Geschlecht

Eigennamen vereinen viele Besonderheiten auf sich. Dazu gehört, dass wir im Fall der Rufnamen (= Vornamen) direkten und freien Zugriff auf ein riesiges Nameninventar haben, d. h. Eltern können ihr Kind, linguistisch betrachtet ein neues Referenzobjekt, mit einem (oder mehreren) Namen eigener Wahl versehen. Darin sind sie heute vollkommen frei, d. h. die Namen werden fast nur noch nach Geschmack (Wohlklang/Euphonie, Harmonie zum Familienamen etc.) ausgesucht. Diese sog. freie Namenwahl ist noch nicht sehr alt, etwa gut 100 Jahre. Bis ins 19. Jh. hinein galt (mehr oder weniger) die sog. gebundene Namenwahl, d. h. die Nachbenennung der Kinder nach Familienangehörigen, nach Paten, nach Heiligen, nach Herrschern und anderen Personen. Das Nameninventar wurde zu jener Zeit kaum ausgeschöpft, d. h. viele Menschen teilten sich wegen dieses fortwährenden „Namenrecyclings“ nur wenige Namen (hierzu s. eingehend Kunze 2004). Die freie Namenwahl entstand bei den Mädchen

früher, bei den Jungen deutlich später, da die dem sog. Stammhalterprinzip verpflichteten Jungen noch länger intrafamiliär nachbenannt wurden. Unstrittig ist jedoch, dass 1945 (und schon früher) für beide Geschlechter die freie Namenwahl gilt. Dass es hie und da immer noch zu Nachbenennungen kommt (meistens wird dafür der 2. oder 3. Rufname verwendet), tangiert dieses Prinzip nicht. Nur einer einzigen Bedingung unterliegt die Namenwahl: Der Name muss eindeutig das Geschlecht markieren, d. h. in Deutschland ist sog. Geschlechtsoffenkundigkeit vorgeschrieben.

Bei vielen Namen „weiß“ man, welches Geschlecht sie bezeichnen (vgl. *Doris* und *Boris*, die sich äußerlich sehr ähnlich sind), und bei vielen anderen „hört“ man es, selbst wenn man sie nicht kennt: So „muss“ *Janina* weiblich und kann *Luis* nur männlich sein. Man ist sich auch erstaunlich einig darüber, dass *Janina* „weiblicher“ klingt als *Ruth* und dass *Thorsten* „männlicher“ klingt als *Luca*. Wir können also aufgrund der internen Namenstruktur nicht nur das Geschlecht erschließen, sondern verschiedene Grade an „Geschlechtlichkeit“ unterscheiden. Lieberson/Mikelson (1995) haben dies für die USA untersucht. Einhellig wurden unbekannte Namen wie *Lamecca* weiblich und *Husan* männlich klassifiziert.

2. Die Untersuchung von Gerhards (2003) zum Namenauslaut als Marker von Weiblichkeit und Männlichkeit

Was für die USA beschrieben wurde, konnte auch für Deutschland bestätigt werden: Versuchspersonen schreiben unbekanntem Namen ziemlich übereinstimmend die gleichen Geschlechter zu (Gerhards 2003). Der erste „Verdacht“, den man bekommt, ist: Mädchenamen enden meist auf Vokal, Jungennamen auf Konsonant. Solche und andere Regularitäten hat Susanne Oelkers in ihrer Untersuchung „Naming Gender“ (2003) herausgearbeitet, allerdings nur synchron für die Rufnamen der 1990er Jahre. Dabei hat sie die folgenden signifikanten Unterschiede zwischen Frauen- und Männernamen festgestellt: Frauennamen enthalten durchschnittlich mehr Silben (es gibt überhaupt nur ganz wenige einsilbige weibliche Rufnamen), und sie sind seltener auf der ersten Silbe betont als Männernamen (vgl. *Ja'nina* oder *Katha'rina* vs. *Günther* oder *Ralf*). Frauennamen enthalten im Schnitt mehr Vokale, Männernamen mehr Konsonanten. Frauennamen haben durchschnittlich häufiger einen hellen betonten (Kern-)Vokal (also *e* oder *i*) als

Männernamen, und schließlich lauten sie häufiger vokalisch aus, Männernamen dagegen konsonantisch. Natürlich gibt es von der Auslautregel auch Ausnahmen wie *Marion* oder *Ruth* bzw. *Sascha* und *Uwe*. Der Kulturosoziologe Jürgen Gerhards hat sich in seiner Untersuchung „Die Moderne und ihre Vornamen“ (2003) in dem Kapitel „Geschlechtsklassifikation durch Vornamen und Geschlechtsrollen im Wandel“ die Frage gestellt, ob sich diese Geschlechtsklassifikation, die er vorrangig im Auslaut realisiert sieht, im Laufe der Zeit (von 1950–1998) geändert hat, d. h. er hat ein diachrones Interesse am Wandel der Markierung von Ge-

schlecht. Angesichts der massiven gesellschaftlichen Veränderungen – Schlagworte sind die 1968er Jahre, die Gleichberechtigung und die langsam folgende Gleichstellung der Frau, die Verringerung der Geschlechtsrollendifferenz, erkennbar z. B. an der Kleidung – geht er davon aus, dass sich auch auf den Rufnamen eine Androgynisierung widerspiegeln: „In welchem Maße wird über die Benutzung von Vornamen das Geschlecht von Personen klassifiziert und lässt sich diesbezüglich ein sozialer Wandel der Abnahme der Geschlechtseindeutigkeit von Vornamen feststellen?“ (152). Hierfür zieht Gerhards einzig den Namensauslaut heran. Da-

bei fasst er alle Namen, die auf *-a* oder *-e* enden, zu den weiblichen und die auf *-n*, *-s*, *-d* und *-r* endenden zu den männlichen Rufnamen. Anhand von jeweils 100 Namen, die er in Zweijahresabständen zwischen 1950 und 1998 den Taufregistern zweier deutscher Kleinstädte entnimmt, untersucht er, ob sich die Geschlechtsklassifikation über die Namensausgänge im Zeitverlauf verändert haben, d. h. ob immer mehr konsonantisch auslautende Mädchennamen (wie z. B. *Doris*, *Marion*) bzw. immer mehr auf *-a* oder *-e* auslautende Jungennamen (wie z. B. *Sascha*, *Uwe*) vergeben werden. Das Ergebnis war eindeutig negativ: Die Markierung von Geschlecht ändert sich so gut wie nicht, die sozialen Umbrüche schlagen sich nicht in einer Androgynisierung der Namen nieder.

	1945		1975		2005	
	weiblich	männlich	weiblich	männlich	weiblich	männlich
1	Renate	Hans	Sandra	Christian	Leonie	Lukas
2	Monika	Peter	Stefanie	Markus	Hanna	Leon
3	Karin	Klaus	Nicole	Michael	Anna	Luka
4	Ursula	Wolfgang	Kathrin	Stefan	Lea(h)	Finn
5	Brigitte	Jürgen	Tanja	Andreas	Lena	Niklas
6	Bärbel	Uwe	Anja	Thomas	Laura	Jonas
7	Elke	Bernd	Ivonne	Alexander	Emilie	Tim
8	Ingrid	Karl	Julia	Sven	Lara	L(o)uis
9	Helga	Horst	Claudia	Thorsten	Sophie	Jan
10	Christa	Dieter	Melanie	Jan	Marie	Paul
11	Gisela	Günther	Katja	Matthias	Julia	Felix
12	Hannelore	Heinz	Nadine	Frank	Sarah	Jannick
13	Jutta	Rainer	Silke	Martin	Lilli	Julian
14	Barbara	Michael	Andrea	Jens	Emma	Max
15	Heike	Manfred	Sonja	Sebastian	Lina	Philipp
16	Christel	Rolf	Susanne	Marco	Johanna	Maximilian
17	Marion	Gerhard	Bettina	Oliver	Ne(e)le	Ben
18	Erika	Werner	Daniela	André/é	Alina	Moritz
19	Angelika	Gerd	Sabine	Mark	Luisa	Nico
20	Anke	Helmut	Alexandra	Daniel	Sophia	Tom

Tab. 1: Die 20 häufigsten Rufnamen 1945, 1975 und 2005

3. Eine neue Untersuchung: Der Gesamtname als Marker von Weiblichkeit und Männlichkeit und seine Veränderungen zwischen 1945 und heute

Aus linguistischer Perspektive ist es ungenügend, nur den Namensauslaut für die Markierung von Geschlecht (Sexus) heranzuziehen. Zwar dominiert nach wie vor für weibliche Rufnamen der offene, also vokalische Ausgang und für männliche der geschlossene, doch verändert sich diese Sexusmarkierung kaum im Laufe der Zeit. Vergewegenwärtigt man sich nur die 20 am häufigsten vergebenen Rufnamen von 1945, 1975 und 2005 (Tab. 1), so wird auf Anhieb deutlich, dass sich nicht nur die Namen komplett er-

neuert haben, sondern auch ihre gesamte Struktur, ihr Typus: Die Mädchennamen werden zwischen 1975 und 2005 kürzer, und für beide Geschlechter drängt sich der Eindruck auf, die Namen seien „weicher“ geworden. Was ist hier passiert?

Zum Vorgehen: Ausgehend von den Rufnamenstatistiken von „www.beliebte-vornamen.de“, die für jedes Jahr die 250 häufigsten (Erst-)Rufnamen ermitteln, wurden die jeweils 20 häufigsten Mädchen- und Jungennamen zwischen 1945 und 2005 in Fünfjahresabständen (und zusätzlich auch 2008) erfasst und transkribiert (was insgesamt 14 Jahreschnitte ergibt) und dann nach verschiedenen Kriterien analysiert. Mit den 20 häufigsten Namen, so schätzt Seibicke (1991:112), „erfaßt man rund die Hälfte aller Erst- und Einzelvornamen“. Heute dürfte der Wert etwas geringer ausfallen, da die Namenvergabe immer individueller ausfällt, d.h. die Eltern das riesige Nameninventar immer mehr ausschöpfen. Selbst wenn man mit den Top 20 „nur“ ein Drittel der Kinder erfassen würde, handelt es sich um ansehnliche Zahlen. Die hier praktizierte Transkription ist relativ phonetisch, d.h. an der realen Aussprache orientiert. Das bedeutet z.B., dass Namen auf *-er* wie *Peter*, *Dieter* vokalisch auslauten: [‘pe:tɐ], [‘di:tɐ]. Auch wurden die verschiedenen, von der Umgebung abhängigen *r*-Aussprachen differenziert: das [r] in *Christian* ist z.B. ein stimmloses [χ], das in *Ralf* oder *Sarah* dagegen ein stimmhaftes [ʀ] (zu Details, auch zum Korpus, s. Nübling 2009).

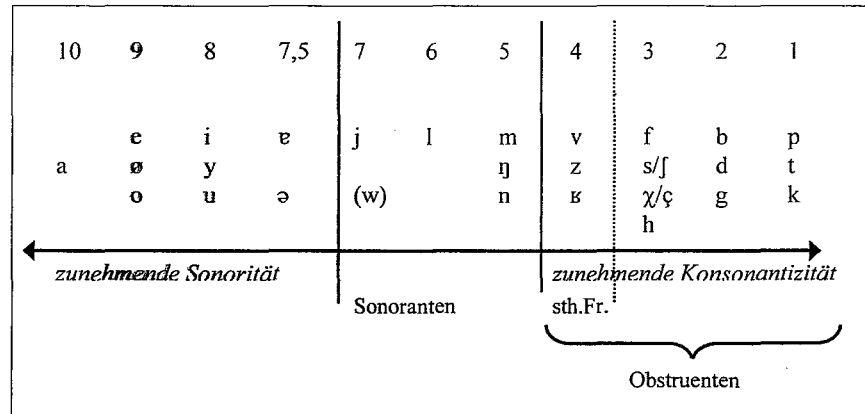


Abb. 1: Die Sonoritätshierarchie und die Sonoritätswerte

Schließlich wurde allen Lauten ein bestimmter Sonoritätswert zugewiesen. Vokale und Konsonanten bilden (entgegen traditioneller Annahme) ein Kontinuum von [a] bis [p, t, k], d.h. es gibt auf dieser Skala (s. Abb. 1) „konsonantischere Vokale“ (z.B. [u]) und „vokalischere Konsonanten“, z.B. die sog. Sonoranten, d.h. stimmhafte Dauerlaute wie [l, m, n] und vor allem [j]. Genau diese Konsonanten sind es, die Namen „weich“ klingen lassen, da der Luftstrom nur wenig durch Zähne, Zunge etc. behindert wird und da vor allem die Stimmbänder vibrieren. Die traditionelle Grenze zwischen Vokalen und Konsonanten wird in Abb. 1 mit dem linken Senkrechtstrich markiert. In der obersten Zeile befinden sich die Sonoritätswerte: [a] als offener Vokal bekommt 10 Punkte, die stimmlosen Plosive [p, t, k] nur je 1 Punkt. Konkret geht es um folgende Fragestellungen:

1. Haben zwischen 1945 und 2008 Sonoritätsverschiebungen sowohl innerhalb als auch zwischen den Geschlechtern im Auslaut bzw. bei allen Konsonanten stattgefunden?

2. Weiter ist zu fragen, ob sich die Namen bezüglich der Anzahl unbetonter Vokale verändert haben. Dabei spielt auch die Qualität dieser Vokale eine wichtige Rolle.
3. Hat sich die Länge der Namen (gemessen an der Silbenzahl) verändert?
4. Hat sich die Zahl an Konsonantenclustern (*Christiane*, *Ralf*) und an Hiaten (*Andreas*, *Leah*) verändert?

3.1 Sonoritätszunahme im Auslaut und im gesamten Konsonantismus

Da Jungennamen nach wie vor dominant auf Konsonant enden und Mädchennamen auf Vokal, verwundert es nicht, dass im Auslaut zwischen ihnen ein großes Sonoritätsgefälle von immerhin ca. 4 Sonoritätswerten besteht (dies zeigt Abb. 2). Dabei wurden alle Auslaute ihrem Sonoritätswert zugeordnet

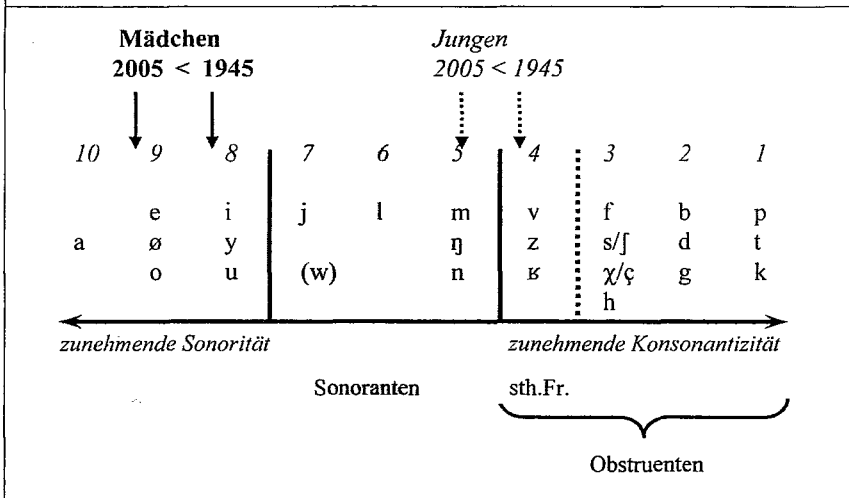


Abb. 2: Auslautsonorität

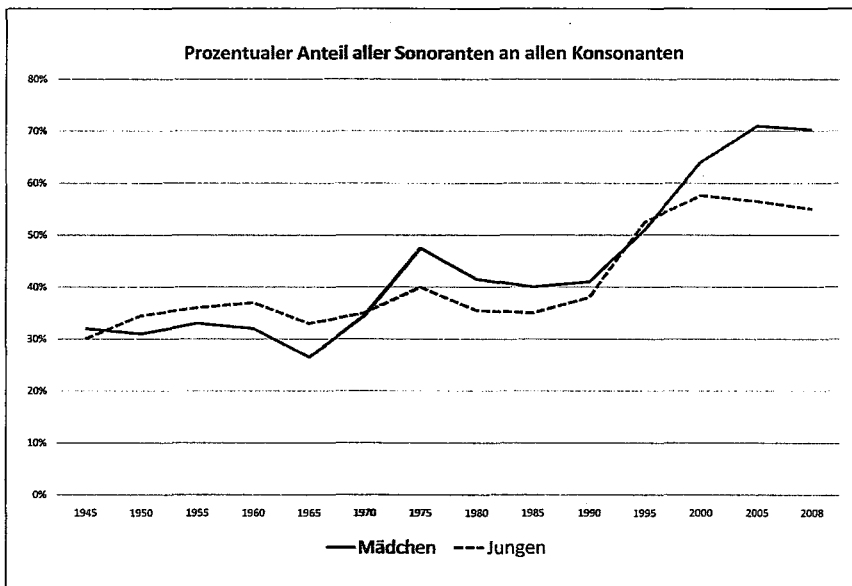


Abb. 3: Sonorantenanteil an allen Konsonanten

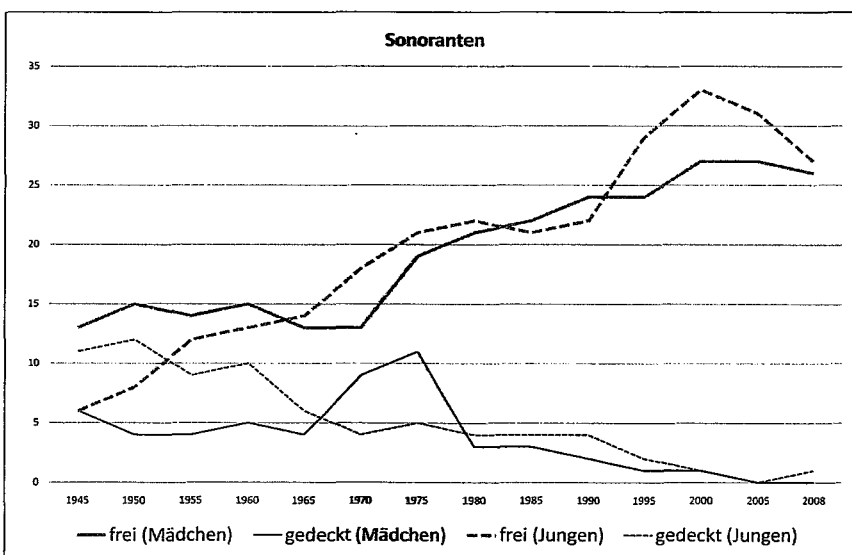


Abb. 4: Freie und (konsonantisch) gedeckte Sonoranten im Vergleich (absolut)

und dann der Durchschnitt gebildet. Dabei hat bei beiden Geschlechtern innerhalb der letzten 50 Jahre eine leichte Sonoritätszunahme stattgefunden. Ein solch großer Sonoritätsunterschied bestätigt sich jedoch nicht für den (meist betonten) Namenbeginn (hierfür keine Abb.): Hier liegen die Mädchen- und Jungennamen ziemlich dicht beieinander. Dies hat sich auch in den letzten 50 Jahren kaum verändert.

Ein viel deutlicheres Bild ergibt sich, wenn man alle Konsonanten miteinander vergleicht: In Abb. 3 wurden die „weichen“ Konsonanten, bestehend aus den Sonoranten, also dem, was in Abb. 1 und 2 zwischen den beiden ersten Senkrechtstrichen steht, herausgegriffen und ihr Anteil an der Gesamtheit der Konsonanten ermittelt. Daraus ergibt das Bild in Abb. 3: Beide Geschlechter erhöhen im Lauf der letzten 50 Jahre massiv ihre Gesamtsonorität, besonders stark in den 1970er Jahren und dann nochmals in den 1990er Jahren. Die Mädchen liegen heute etwa 15% über den Jungen, was an ihren zu 100% offenen (vokalischen) Auslauten liegt.

Beide Geschlechter beginnen bei ca. 30% Anteil weicher Konsonanten. Die Jungennamen steigen auf 55%, die Mädchennamen sogar auf 70%. D.h. beide Geschlechter vollziehen gemeinsame Entwicklungen in Richtung vermehrte Sonorität. Noch interessantere Ergebnisse treten zutage, wenn man die Umgebung dieser Sonoranten berücksichtigt (Abb. 4): Dabei fällt auf, dass die Sonoranten früher öfter „gedeckt“ vorkamen, d.h. in direkter Nachbarschaft zu anderen Konsonanten standen, was die Entfaltung ihrer

Sonorität beeinträchtigt. Was dagegen zunimmt, ist ihre „freie“ Stellung, d.h. ihre Position zwischen zwei Vokalen (*Julia*) oder am Wortrand vor (vorne) bzw. nach Vokal (hinten). So entfaltet das intervokalische [l] in *Neele, Julia* oder das prävokalisch anlautende [l] in *Laura, Leah* mehr Sonorität als konsonantisch gedecktes [l] in *Elke* oder *Claudia*. In *Lilli*, Platz 13 im Jahr 2005, kommen sogar zwei freie [l] vor. Auch bei den Jungen bestätigt sich diese Tendenz, vgl. *Maximilian* mit gleich vier freien Sonoranten, ebenso *Leon*, und *Julian* (alle 2005) mit *Bernd, Helmut, Klaus* (1945). Durch die einerseits abnehmende Namenlänge (s. hierzu 3.3) und den gleichzeitig zunehmenden Sonorantengehalt ballt sich maximale Sonorität auf einem minimalen Namenkörper. Dieser Trend setzte sich auch heute (2008) weiter fort. Abb. 5 zeigt das „Gegenbild“, d.h. nur die harten Konsonanten (Obstruenten), wobei hiervon die drei stimmhaften Frikative [v, z, ʒ] abgezogen wurden. Abb. 5 ist also nicht exakt das Komplementärbild von Abb. 3. Rasant nehmen die Plosive + die stimmlosen Reibelaute im Zeitverlauf ab.

3.2 Zunahme an vollen unbetonten Vokalen

Volle unbetonte Vokale kommen in deutschen Wörtern nur selten vor. Hier dominieren die sog. Schwa-Laute [ə] und [ɐ] wie in *Kann*[ə], *Mutt*[ɐ] (auch Murrelvokale genannt). In Fremd- und Kurzwörtern sowie Namen gibt es dagegen auch Vollvokale wie *Thema, Ufo* und eben *Nina, Sebastian*. Früher gab es viele Namen auf [ə] oder [ɐ]: *Elke, Silke, Uwe, Günter*. Heu-

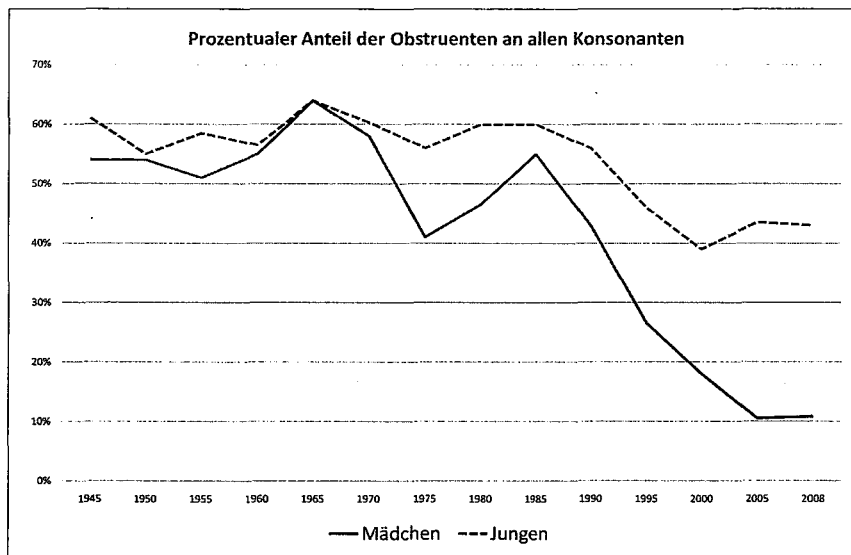


Abb. 5: Prozentualer Anteil der Obstruenten (ohne stimmhafte Frikative) an den Konsonanten

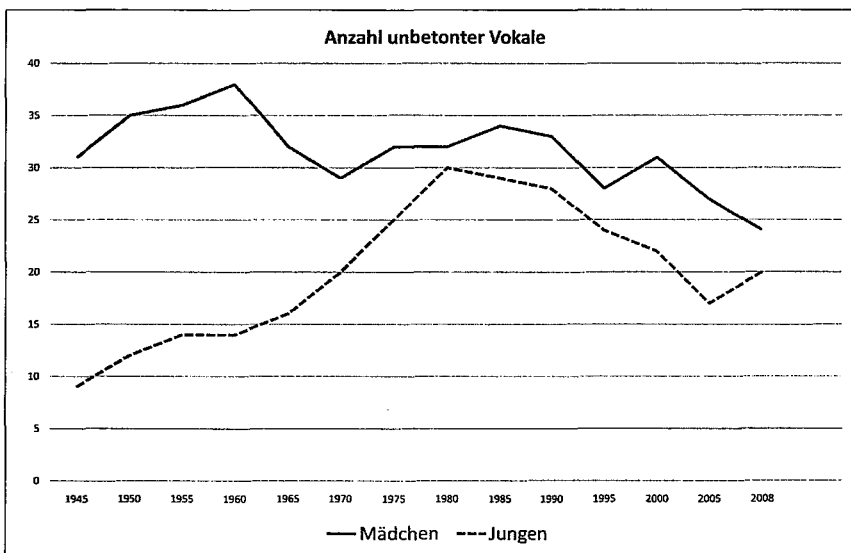


Abb. 6: Veränderungen in der Anzahl unbetonter Vollvokale (absolut)

te sind diese Laute praktisch nicht mehr vorhanden (s. die gestrichelten Linien in Abb. 7) – stattdessen stehen hier viele Vollvokale, vor allem [a], [i] und [e].

Zu Abb. 6: Die Mädchen starten bereits 1945 mit vielen Vollvokalen, während die Jungen erst aufholen müssen. Ab 1980 teilen sich beide Geschlechter ähnlich viele Vollvo-

kale. Da die Namen seit den 1990er Jahren kürzer werden, nimmt auch die Zahl der unbetonten Vollvokale ab (jeder Name enthält immer genau einen betonten Vollvokal, um den es hier nicht geht, da er sich im Zeitverlauf nicht wesentlich ändert).

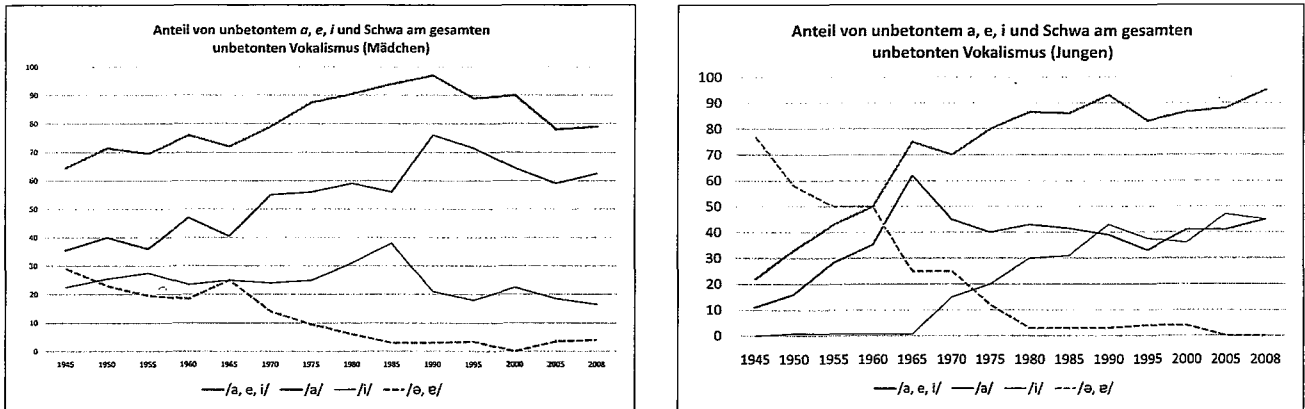


Abb. 7: Anteile von unbetontem [a, e, i] und Schwa (relativ): Mädchen und Jungen

In den Nebentonvokalen treten nun deutliche Androgynisierungen zutage: Die Diskrepanz in ihrer Anzahl verringert sich von beiden Seiten, um anschließend ab 1980 einen gemeinsamen Verlauf zu nehmen. Bezüglich der Vokalqualität (Abb. 7) haben sich dagegen eindeutig die Jungen- an den Mädchennamen orientiert, indem sie die Schwa-Vokale abbauen und vermehrt auch zu /a/ und /i/ greifen.

3.3 Angleichung der Namenlänge (Silbenzahl) (Abb. 8)

Auch anhand der Namenlänge, gemessen an der Silbenzahl, lässt sich eine Androgynisierung feststellen: 1945 enthält der weibliche Rufname im Schnitt 2,6 Silben, der männliche nur 1,65, was eine beträchtliche Differenz von fast genau einer Silbe ergibt. 1960 gelangt der weibliche Rufname sogar zu 2,9 und der männliche zu 1,75 Silben (Differenz: 1,15!). Diese Divergenz bricht danach deutlich ein. Der minimale

Abstand von nur 0,1 Silben stellt sich 20 Jahre später im Jahr 1980 ein: 2,6 Silben bei den Mädchen und 2,5 bei den Jungen. Seitdem konvergieren die beiden Kurvenverläufe. Insgesamt wird wieder mehr Kürze angestrebt, was vormals ein typisch „männliches“ Namenmerkmal war. In jedem Fall sind sich weibliche und männliche Namen ähnlicher geworden.

3.4 Abnahme an Konsonantenclustern und Zunahme an Hiaten

Unter einem Konsonantencluster verstehen wir hier jegliche Abfolge von mindestens zwei Konsonanten, gleich, wo im Wort sie steht: *Brigitte*, *Angelika*, *Klaus*, *Wolfgang*. Konsonantencluster „zerstören“ KV.KV-Strukturen, die in den Rufnamen zunehmend angestrebt und als euphonisch empfunden werden (K = Konsonant, V = Vokal). Konsonantencluster kamen früher bei beiden Geschlechtern vor (wenn auch unterschiedlich frequent). Seit 1995 sind jedoch bei beiden Geschlechtern kräftige Einbrüche zu verzeichnen, ganz besonders bei den

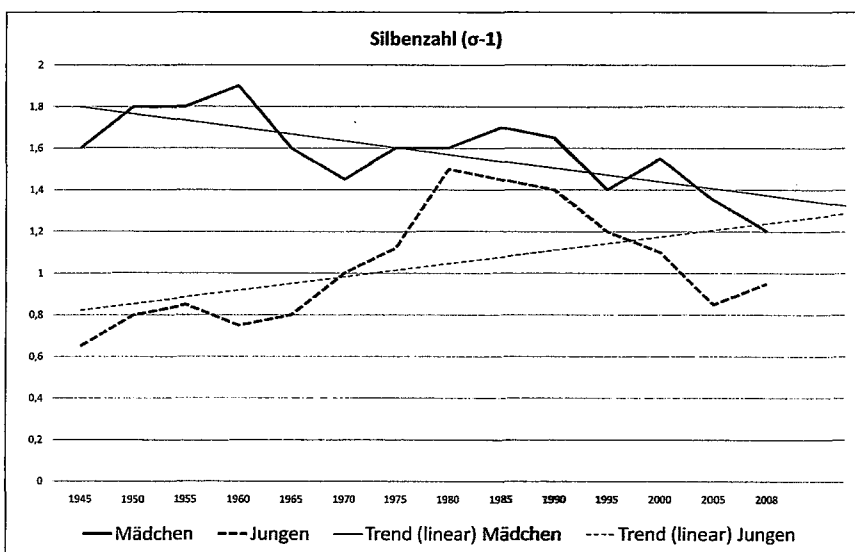


Abb. 8: Veränderungen in der Silbenzahl

Mädchen, die seit 2005 nicht einen einzigen Cluster mehr enthalten! Dies trägt entscheidend zu dem Eindruck bei, dass die heutigen Namen immer weicher werden.

Ähnlich wie volle Nebentonvokale sind auch Hiäte (zwei Vollvokale in Folge, die verschiedenen Silben angehören) deutschen Erbwörtern fremd. Nur entlehnte Wörter enthalten sie, vgl. *Theater*, *Linguistik* oder *Hiät* selbst. Hiäte tragen (im Gegensatz zu Konsonantenclustern) wesentlich zu Sonoritätssteigerung bei und verundeutlichen gleichzeitig die Silbengrenzen, d. h. sie führen zu einer Art „Maoam-Effekt“. Zu Beginn unseres Untersuchungszeitraums 1945 gab es nur jeweils einen einzigen hiathaltigen Namen: *'Marion* und *'Michael* (wobei beide Hiäte auch noch unbetont waren). Dies ändert sich später radikal: Zunächst legen die Mädchennamen kräftig zu, ab 1975 werden sie jedoch schon von den Jungennamen überholt, die 1980 auf 8 (von 20 Namen) schießen: *'Christian*, *Se'bastian*, *'Michael*, *'Daniel*, *'Florian Ma'tthias*, *An'dreas*, *To'bias*; dagegen gibt es nur 3 Hiäte bei den Mädchen: *'Julia*, *'Claudia*, *Da'niela*). Heute, 2008, enthalten 5 Mädchen- und 6 Jungennamen (von jeweils 20) einen Hiät, wobei es derzeit ganz andere, vor allem kurze Namen sind, die gar nicht viel mehr enthalten als diesen einen Hiät: *'Leonie*, *'Mia*, *'Lea*, *So'fia*, *E'milie* – *'Leon*, *L(o)uis*, *Maxi'milian*, *'Julian*, *E'lias*, *'Noah*. Häufiger als früher ist der Hiät heute betont, was ihn besser wahrnehmbar macht und dadurch hervorhebt. D. h., der Hiät wechselt von einer Neben- in die

Hauptrolle (vg. *Mia*, *Lea* – *Leon*, *Luis*, *Noah*).

4. Fazit

Die Markierung von Geschlecht an Vornamen hat sich im untersuchten Zeitverlauf stark verändert. Es wurde deutlich, dass der ganze Wortkörper und nicht nur der Auslaut analysiert werden muss. Dabei hat sich gezeigt, dass es – paradoxerweise – gerade die unbetonten Wortteile sind, v. a. die unbetonten Vokale, die sich am stärksten verändern. Was die Vokalqualität betrifft, so haben die Jungennamen eine Feminisierung erfahren, indem sie durch die Zunahme von /a/ und /i/ den Mädchennamen ähnlicher wurden. Besonders hinsichtlich der Namenlänge hat sich eine Androgynisierung eingestellt, während andere Entwicklungen, etwa die dramatische Zunahme an Gesamtsonorität, von beiden Geschlechtern vollzogen wird. Dies macht die Namen einander sehr ähnlich. Dies gilt auch für die Abnahme an Konsonantenclustern und die Zunahme an Hiäten. Im Auslaut manifestiert sich Sexus am verlässlichsten und konstantesten: Auch heute noch lauten Mädchennamen dominant vokalisch und Jungennamen konsonantisch aus. Ob *Luka* und *Noah* (beide 2008 unter den Top 20) einen neuen Trend einläuten, bleibt abzuwarten. Weitergehende Fragen, etwa die nach der genauen Abbildung gesellschaftlicher Umbrüche durch die Rufnamen, müssen von soziologischer Seite mit beantwortet werden. Auch wäre zu überlegen, zwischen Sexus als biologischem Geschlecht und Gender als sozial konstruiertem Geschlecht zu unterscheiden und

hier der Frage nachzugehen, ob der Auslaut möglicherweise für die Sexusmarkierung vorgesehen ist, während auf dem restlichen Namenkörper Gender kodiert wird. ■

Literatur

- Gerhards, Jürgen (2003): *Die Moderne und ihre Vornamen*. Wiesbaden.
- Kunze, Konrad (2004): *dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet*. München.
- Lieberson, Stanley/Mikelson, Kelly (1985): *Distinctive African American names: An experimental, historical, and linguistic analysis of innovation*. In: *American Sociological Review* 60, 1, 928–946.
- Nübling, Damaris (2009): *Von Monika zu Mia, von Norbert zu Noah: Zur Androgynisierung der Rufnamen seit 1945 aus prosodisch-phonologischer Perspektive*. In: *Beiträge zur Namenforschung* 44, 67–110.
- Oelkers, Susanne (2003): *Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen*. Frankfurt.
- Seibicke, Wilfried (1991): *Vornamen*. Frankfurt.

H 6553

Jg. LXI · Heft 5/2009 · Bestell-Nr. 20149

Fachzeitschrift der Friedrich in Velber in Zusammenarbeit mit Klett

DER DEUTSCHUNTERRICHT

ZEITSCHRIFT FÜR PRAKTIK UND WISSENSCHAFTLICHE GRUNDLAGEN

5

Sprachverfall?

FRIEDRICH

Sprachkultur und
Sprachkritik

Verdrängung und
Verarmung
des Deutschen?

Jugendsprache
und Sprache
in den Medien*

Sprachpflege
in historischer Sicht